

((Text Olo D))

Zwischen Krieg und Frieden

Nadine Olonetzky

Wann beginnt ein Krieg und wann hört er auf? Bis wohin sind seine Auswirkungen wie die Druckwellen eines fernen, aber katastrophalen Erdbebens spürbar? Und wie sind Vorbeben auszumachen, die untrüglichen Zeichen, dass die Spannung eskaliert, sich in Gewalt und Vertreibung entlädt?

Meinrad Schade dokumentierte in den Ländern, die nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion entstanden, einen Alltag, der im Schatten von Konflikten stattfand: In Tschetschenien die Zerstörungen. In Inguschetien das Leben der Vertriebenen. In Kasachstan die Folgen der Atombombenversuche. In Nagorny-Karabach den Grenzkonflikt, die instabile Waffenruhe. In Russland und in der Ukraine die Erinnerungsrituale, Paraden.

Der Scheinwerfer der Nachrichtenmedien richtet sich üblicherweise auf die heisse Phase eines Konflikts. Es geht um Kämpfe, Frontverläufe, aktuelle Zerstörungen, um Tote, Verletzte, Vertriebene. Die Hintergründe – politische, religiöse, gesellschaftliche – werden kurz erklärt, von (erfolglosen) Verhandlungen berichtet. Für die langanhaltenden Auswirkungen interessieren sich, wenn überhaupt, die Redaktionen nur vereinzelt und mit einigem zeitlichen Abstand. Dann verschwindet der eine Krieg aus dem Fokus der Medien und geht ins Gewirr neuer Geschichten ein, versinkt im Nebel der Vergangenheit, und schon steht mindestens ein anderer im Mittelpunkt. So lösen sich die Kriege ab, ein Grauen folgt auf das nächste, und im Windschatten der Geschichte sitzend hört man weiter den Nachrichten zu, hat bereits wieder vergessen, was es genau auf sich hatte mit Nicaragua, Bosnien, Ruanda oder Somalia ... Die Nöte derjenigen, die sich noch mit dem tatsächlich Erlebten herumschlagen, verzweifelt und ohne Perspektive, beschäftigen dann noch die Angehörigen, Nachkommen, die Ärzte, Psychiater und Wunderheiler. Der Unstern leuchtet noch lange.

Schutt und Schmerz

Meinrad Schade hat sich mit seiner fotografischen Arbeit dem Leben vor, neben und nach einem Konflikt verschrieben. Zwar geht es hier um Länder auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, um Folgen des Zweiten Weltkriegs, der in Russland «Grosser Vaterländischer Krieg» genannt wird. Um Auswirkungen von Geschehnissen auch, deren Wurzeln weit zurückreichen. Ins Jahr 1818 zum Beispiel, als während des Kaukasuskriegs (1817–1864) die russische Festung Grosnaja – «die Furchtgebietende» – gegründet wurde, die spätere Stadt Grosny, der nachmalige Schauplatz von Deportationen während und nach dem Zweiten Weltkrieg, der wiederum spätere Ort von Krieg und Zerstörung ab den 1990er-Jahren.

Doch Meinrad Schades Arbeit zeigt Topoi: Die Lebensbedingungen am Rande und mit den Folgen der Waffengewalt gleichen sich fatal, wo immer man hingehet, welche Gründe auch dazu geführt haben mögen. Die Spuren bleiben in der Landschaft sichtbar. Seelische Schmerzen und körperliche Folgen werden an die nächste und übernächste Generation weitergegeben. Nachkriegszeiten entpuppen sich als Vorkriegszeiten. Was also hat eine Strassenszene im zerstörten Grosny mit dem Sammeln von Metall in den Ruinen der kasachischen Stadt Chagan zu tun, die wegen der Verstrahlungen durch die Atombombentests unbewohnbar geworden ist?

Mit Porträts, Interieurs, Strassen- und Landschaftsaufnahmen führt Meinrad Schade auf vergessene Nebenschauplätze, in Vorgeschichten, beobachtet die Folgen – und die Folgen der Folgen. Seine Bilder erzählen von einem Schwebezustand, in dem Krieg herrscht, ohne dass Schüsse fallen (oder nur selten), in dem kein echter Friede für wirkliche Ruhe sorgt – vom Dasein zwischen Krieg und Frieden. Was er so zutage fördert, ist eine seltsame Normalität: gelebt wird in den Haustrümmern, die nach einem Krieg zurückbleiben. Zuerst zu improvisierten Behausungen umgestaltet, werden sie eines Tages weggeräumt oder durch Neubauten ersetzt. Gelebt wird auch in seelischen Trümmern, die innere Landschaften bilden. Irgendwann ist vielleicht tatsächlich nichts mehr vom Schutt und vom Schmerz übrig. Doch, so scheint's, der Mensch lernt nichts dazu. Immer wieder kommt es zu Gewalt, Vertreibung, Zerstörung. Immer wieder gibt es Verletzte, Vermisste, Tote. Gewinnler, Verzweifelte, Pragmatiker. Wieder Erinnerungen, Schatten der Erinnerungen, Gedächtnislücken, Geschichtsklitterung.

Kopfstand mit Tiger

In manchen von Meinrad Schades Bildern ist es still. Man sieht einen Mann, der im Nebel auf der Strasse geht, allein, im Hintergrund Ruinen. Es wirkt, als würden alle Töne im feuchten Grüngrau der Stadtlandschaft verschluckt. Als würde sich damit auch die Lebensperspektive, die der Mann vielleicht vor einiger Zeit noch hatte, in diesem Nebel verlieren. In anderen Bildern meint man den Wind zu hören, der über die weite kasachische Graslandschaft streicht und durch die Löcher im Panzer pfeift, der auf einer Wiese vor sich hin rostet. Doch nicht ein einziger Vogel scheint hier zu fliegen. Ist noch Leben auf dieser Erde? Auch kein Mensch weit und breit in den Ruinen der Stadt Chagan, wo Schutt in den

Treppenhäusern liegt, oder in Kurtschatow, wo die Fenster zugemauert sind. Ruhig ist es selbst in jener Moskauer Wohnung, in der ein Bub an der Wand einen Kopfstand macht, neben sich die Decke mit Tigerkopf.

In anderen Bildern ist es laut. Die Hochzeitsgesellschaft in Semipalatinsk lacht ausgelassen vor dem Denkmal für die Opfer der Atombombentests. Tauben flattern mit nervösem Flügelschlagen auf, und der Mann mit Fotokamera dirigiert alle zur Gruppe zusammen fürs Erinnerungsbild. Auch bei der Militärparade in Wolgograd – dem ehemaligen Stalingrad – ist es lärmig. Schweres Geschütz rollt vorbei, Marschmusik ist in der Luft, der Beifall der Menschen, und dazu ein hübscher Tanz. In wieder anderen Bildern ist es weder laut noch leise. Dann und wann meint man das schläfrige Muhen einer Kuh zu hören, die im Schatten der schwer beschädigten Moschee von Agdam grast; Gläubige gibt es keine mehr. Das Hämmern eines Bildhauers, der an einem neuen Kriegsdenkmal arbeitet, scheint zu vernehmen. Oder die leicht hallenden Schritte auf den frisch gebohnerten Böden im Nationalmuseum zur Geschichte des Grossen Vaterländischen Kriegs in Kiew. Die Stimmen der Kinder, die mit ihren Eltern die Schaulager der Militärgeschichte besuchen, klingen hohl in den Räumen, und die Aufseherin, die von ihrer Statur her ein wahres Schlachtschiff ist, glaubt an ganz stillen Nachmittagen vielleicht an Geister.

Waffen und Wunden

Der Krieg kommt nicht von einem Tag auf den andern, auch wenn zuweilen ein einzelnes Ereignis als Auslöser erscheint, als Vorwand dient. Krieg wird vorbereitet. Die Waffenschmiede hämmern lange vorher, und das gibt zuerst einmal Arbeit: Krieg ist Geschäft. Was an Waffenmessen präsentiert wird, sammelt sich irgendwann in Arsenalen, wird irgendwann an Paraden vorgeführt, kommt irgendwann zum Einsatz, muss irgendwann verschrottet werden. Wird nie zu Pflugscharen. Ein Bonmot des preussischen Generals und Militärtheoretikers Carl von Clausewitz (1780–1831), der sich mit Napoleons Eroberungsfeldzügen beschäftigen musste, lautete: «Der Eroberer ist immer friedliebend, er zöge ganz gerne ruhig in unseren Staat ein.»¹ Angeblich gefiel es Lenin. Clausewitz empfahl jedenfalls – und mit weitreichenden Folgen – zur Abschreckung möglichst grosse Armeen aufzubauen. Diese Armeen brauchen selbstredend immer neue Waffen, um bedrohlich genug zu bleiben. Im Kalten Krieg sprach man im Zusammenhang mit dem atomaren Wettrüsten in Ost und West von der «Mutually Assured Destruction» (MAD), von der wechselseitig zugesicherten Zerstörung – vom Gleichgewicht des Schreckens. Was wie eine Farce zweier geisteskranker Gockel erscheint, hielt die Mächte in kampfbereiter Schreckstarre. Aufrüstung, Abrüstung, Aufrüstung: Die garantierte gegenseitige Zerstörung könnte nach wie vor gleich mehrere dieser Welten auslöschen, und dass wir alle auf einem Pulverfass durchs All sausen, ist ein hübsches Bild. Aber in Kasachstan, wo die sowjetischen Atomtests stattfanden, sind die gravierenden Konsequenzen realer Alltag. Auch Häuser und Landschaften können sich erinnern. Körper antworten darauf.

Ein Krieg braucht Gründe. Sind es ethnische Vorherrschaftsansprüche? Ist es religiöse Hegemonie? Kampf um Ressourcen, um Macht, um Grenzverläufe? Oder vielleicht: ideologischer Wahn eines Einzelnen, dem viele folgen? Innenpolitisches Kalkül, um das drohende Ende einer Diktatur durch militärische Aktivität ausserhalb der Grenze aufzuschieben? Irgendwann fällt der erste Schuss, fällt der erste Mann. Wird die erste Frau vergewaltigt. Das erste Kind verletzt. Verliert die erste Familie ihr Haus. Irgendwann schleppt jemand einen Koffer durch die Nacht, in Hetze und voller Angst. Irgendwann kommt der Schmerz. Und dann sind es viele, die ihr Haus verlieren, Angst haben, Koffer packen, den Schmerz in sich tragen.

Unrecht, scheinbar endlos

Die Haager Landkriegsordnung von 1907 hält in Artikel 22 die strikte Trennung von Soldaten und Zivilisten fest. «Die Kriegsführenden haben kein unbeschränktes Recht in der Wahl der Mittel zur Schädigung des Feindes.»² Artikel 23 c) untersagt insbesondere «die Tötung oder Verwundung eines die Waffen streckenden oder wehrlosen Feindes, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben hat»³. Und weiter ist in der Präambel des Haager Abkommens für den Schutz von Kulturgut von 1954 zu lesen, «dass jede Schädigung von Kulturgut, gleichgültig welchem Volke es gehört, eine Schädigung des kulturellen Erbes der ganzen Menschheit bedeutet, weil jedes Volk seinen Beitrag zur Kultur der Welt leistet»⁴, dass also «bewegliches und unbewegliches Gut, das für das kulturelle Erbe der Völker von grosser Bedeutung ist, wie z.B. Bau-, Kunst- oder geschichtliche Denkmäler kirchlicher oder weltlicher Art»⁵ vor Zerstörung geschützt sein soll. Wir wissen: So ist es nicht. Auf unbewaffnet und wehrlos am Boden Liegende wird geschossen. Gefangene und Frauen, die ihre Kinder im Arm tragen, werden gedemütigt, beraubt, gefoltert, vergewaltigt, ermordet. Blindwütig oder ideologisch verblendet wird zerstört, was Identität stiftete, ein Erbe der ganzen Menschheit war: Kirchen, Moscheen, Synagogen, Bibliotheken, Brücken, Statuen, Museen. Das Gedächtnis der Menschen, der Städte, der Landschaft wird ganz bewusst und mit Absicht in Schutt und Asche gelegt; über die verbrannte Erde schleppen die Opfer ihre Bündel.

Dann, irgendwann, irgendwo, hängt eine Frau Wäsche auf. Die Leine hat sie zwischen einen Pfosten und ein verrostetes Gestell gespannt; sie und ihre Familie wohnen jetzt in einer stillgelegten Zementfabrik. Oder im Wellblechhaus. Im Zelt. Wasser muss geholt werden. Es wird Feuer gemacht und gekocht. Kinder spielen, sie spielen überall. Männer schneiden sich die Haare, trainieren ihre Muskeln, schlachten ein Schaf unter freiem Himmel. Frauen machen die Frischkäse, die sie immer machten, und eröffnen kleine Märkte in den Kofferräumen der Autos. Man tut, was man kann. Der Mensch muss auch in Ruinen wohnen, in versehrten Landschaften. Und auch das Glück will ein kleines Plätzchen haben. Eine und einer

haben sich verliebt, sie wollen heiraten. Es gibt ein Brautkleid, eine hübsche Frisur. Ein Erinnerungsbild, vielleicht vor einem Denkmal.

Gedenken und Aufrüsten

Vielleicht gleichzeitig strömen Tausende an die Militärparade und zur «Mutter Heimat ruft»-Statue. Sie steht für das Glorreiche, Richtige, den sowjetischen Sieg über die Nationalsozialisten. Landauf landab wird an jedem 9. Mai, dem «Tag des Siegs», gefeiert. Zu Recht, oder etwa nicht? Doch die öffentlich zelebrierten Rituale der Rückschau, die monumentalen Denkmäler und das Präsentieren der militärischen Relikte im Museum schweigen Stalins Gulags und die Deportationen tot, wie sie die Tschetschenen während ebendieses «Grossen Vaterländischen Kriegs» erleiden mussten. Im Denkmal und im Museum – und noch mehr an den Paraden, die einen möglichen Krieg ankündigen – wird der Sieg verherrlicht, die Hölle zum Spektakel mit Gedächtnislücken. So ist es leicht, sich rittlings auf der Kanone ablichten zu lassen, in sexy Pose vor dem Denkmal zu stehen, mit ausgebreiteten Armen vor dem ausrangierten Panzer den Helden zu mimen – «süss scheint der Krieg den Unerfahrenen»⁶, wie es Erasmus von Rotterdam formulierte.

Während also die Ehrenwache am ewigen Feuer im «Saal des Kampfesruhms» in Wolgograd strammsteht, dabei vielleicht an nichts, vielleicht auch an eine schöne Frau denkt, und in Semipalatinsk auf der Strasse getanzt wird, raucht der von den Verstrahlungen der Atomtests verunstaltete Berik Sysdikow auf seinem Balkon versonnen eine Zigarette. Diese Szenen haben eine bizarre Poesie. Sie charakterisieren die seltsame Normalität im Schatten und im Nachgang oder im Nebenzimmer der Konflikte – den Krieg ohne Krieg. Die Sonne leuchtet freundlich über der verseuchten Landschaft, manche werden mitten am Tag von Schüben kalter Angst gepackt, und doch: Es kommt eine unbändige Lebenskraft zum Ausdruck.

Was verbindet also das Gesicht der Soldatin mit dem Porträt eines Toten auf seinem Grabstein? Was die Militärparade mit dem Wiederaufbau und dem Anpassen einer Beinprothese? Meinrad Schades Fotografien sind ruhig und lakonisch, manchmal dramatisch und traurig, zuweilen drastisch, satirisch. Sie zeigen heute bereits etwas Historisches, haben aber durch die Ereignisse in der Ukraine 2014 eine brennende Aktualität erhalten. Den Krieg ohne Krieg in einen wirklichen Frieden aufzulösen, ist nicht gelungen oder nie wirklich gewollt worden. Die Worte darüber, wie der Friede aussehen müsste, damit er hält, waren leer oder sind ins Leere gelaufen. Und so bilden jetzt die Haufen aus Unklarheiten, Verletzungen und gescheiterten Plänen, die während der Dauer des eingefrorenen Konflikts aufgeworfen wurden, die Hügel, von denen aus erneut geschossen wird.

Die visuellen Analogien in Meinrad Schades Bildern – vom Ausstellen an der Waffenmesse und im Kriegsmuseum, von Atombombentests und Minenentschärfung, von Grosnys Ruinen, Chagans Ruinen

und Wolgograds Ruinen – zeigen die kausalen Verstrickungen. Dass die Erinnerung an den einen Krieg und die Vorbereitung des nächsten, das Ausstellen der Waffen und das Aufrüsten, die Vergangenheit und die Gegenwart in einem grotesken Teufelskreis gefangen sind, bewiesen im Juli 2014 prorussische Separatisten. In Donezk beschafften sie sich im Weltkriegsmuseum «einen sowjetischen Panzer und weiteres historisches Kriegsgerät»⁷, um damit in neue Kämpfe zu ziehen. Doch es war wiederum keine Farce. Knapp eine Viertelmillion Menschen ist zu diesem Zeitpunkt schon zu Flüchtlingen gemacht, beide Seiten werfen sich gegenseitig schwere Vergehen gegen die Zivilbevölkerung vor. Es gibt neue Ruinen. Bald gibt es neue Denkmäler.

¹ Carl von Clausewitz, *Vom Kriege*, 18. Aufl., S. 215, zitiert nach Wilhelm von Schramm, *Clausewitz*. Bechtle Verlag, 1976, S. 123–124.

² *Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges*, abgeschlossen in Den Haag am 18. Oktober 1907, in Kraft getreten in der Schweiz am 11. Juli 1910, Artikel 22. <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19070034/198511010000/0.515.112.pdf> (letzter Zugriff am 15. Oktober 2014).

³ ebd., Art. 23 c), S. 11.

⁴ *Haager Abkommen für den Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten*, abgeschlossen in Den Haag am 14. Mai 1954, in Kraft getreten in der Schweiz am 15. August 1962, Präambel, S. 1. <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/19540079/201002180000/0.520.3.pdf> (letzter Zugriff am 15. Oktober 2014).

⁵ ebd., Art. 1, S. 2.

⁶ Erasmus von Rotterdam, *Süss scheint der Krieg den Unerfahrenen*. Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Brigitte Hannemann, *Kaiser-Traktate*, Chr. Kaiser Verlag, 1987.

⁷ (maz.), «Sturm auf Donezk geplant», *NZZ am Sonntag*, 27. Juli 2014, S. 5.